

35. Jhg. Oktober 2025 Nr.10 (443)

# MASURISCHE STORCHENPOST



Juwel unter blauem Himmel - Raschung, 100-jähriges Jubiläum der  
evangelischen Kirche.

S.7

Foto: Uwe Hahnkamp



**Feierlichkeiten zum Tag der Deutschen Einheit/Obchody Dnia  
Jedności Niemieckiej - Gdańsk, 7.Okttober 2025**

**S. 4, 41**

**Foto: <https://photos.google.com/>**

## INHALT/ w tym numerze

- 3 Inhalt/spis treści  
4 Feierlichkeiten zum Tag der Deutschen Einheit  
7 Raschung. 100-jähriges Jubiläum der evangelischen Kirche  
**Uwe Hahnkamp**  
11 Über Paweł Huelles Roman „Weiser Dawidek“  
**Grzegorz Supady**  
15 Gedichte - **Stefan Pioskowik**  
16 Lesestand in Europa 2024  
20 Oktober – Zeit der Fülle und des Innehaltens  
22 **Gert O.E. Sattler** Herbstbild  
23 Groschenbrücke in Lyck **Reinhard Donder**  
25 Das Klavier der Anna Petruschka **von Ruth Storm**  
40 Kruschken aus Omchens Garten  
Gert O. E. Sattler

## Teksty w języku polskim

- 41 Obchody Dnia Jedności Niemiec  
44 O powieści „Weiser Dawidek“ Pawła Huelle  
**Grzegorz Supady**  
48 Stan czytelnictwa książek w Europie w 2024 r.  
51 Fortepian **Arno Surmiński**  
58 Październik – to czas obfitości w przyrodzie i czas refleksji

**Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden/ Niniejsza publikacja odzwierciedla jedynie poglądy autorów i nie może być utożsamiana z oficjalnym stanowiskiem Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji.**

## **Feierlichkeiten zum Tag der Deutschen Einheit**

Am 7. Oktober 2025 wurde im Europäischen Solidaritätszentrum in Danzig der 35. Jahrestag der Deutschen Wiedervereinigung feierlich begangen. Die Veranstaltung erinnerte nicht nur an die historische Bedeutung dieses Tages, sondern stellte auch die lebendige Partnerschaft zwischen Deutschland und Polen in den Mittelpunkt.

Auf Einladung des Generalkonsuls der Bundesrepublik Deutschland, Herrn Karl-Mathias Klause, und seiner Ehefrau, Frau Sylvie Teisseire-Klause, versammelten sich zahlreiche Gäste: Vertreter staatlicher und kommunaler Behörden, Persönlichkeiten aus Wissenschaft und Kultur, Vertreter verschiedener Kirchen sowie Repräsentanten der deutschen Minderheit.

Aus der Woiwodschaft Ermland-Masuren nahmen teil: Frau Aneta Brzyska, Beauftragte des Marschalls für nationale und ethnische Minderheiten, sowie Mitglieder der Allensteiner Gesellschaft der deutschen Minderheit und der Masurischen Gesellschaft.

In seiner Begrüßungsrede sagte der deutsche Generalkonsul.

„Guten Tag,

Sehr geehrte Damen und Herren, ich heiße Karl-Matthias Klause. Ich bin seit September 2025 der deutsche Generalkonsul in Gdansk.

Der Bundespräsident hat mir als Generalkonsul für das nördliche Polen die Aufgabe übertragen. Dazu gehören die Wojwodschaften Pommern, Ermland-Masuren, Kujawien-Pommern, Westpommern sowie Kreise aus der Wojwodschaft Großpolen.

Die deutsche Außenpolitik steht auf dem Fundament von Kon-

rad Adenauer und Willy Brandt; die deutsche und europäische Einheit und die modernen deutsch-polnischen Beziehungen sind ohne Helmut Kohl nicht denkbar. Bundeskanzler Merz hat die Zusammenarbeit mit Polen zu einer Priorität seiner Regierung erklärt.

Außenminister Wadephul hat diese Außenpolitik mit den Zielen Freiheit, Sicherheit und Wohlstand konkretisiert. Für diese Ziele ist Polen der wichtigste Partner in Mitteleuropa, an der Ostsee und im Baltikum.

Seit meinem ersten Besuch in Gdansk im Sommer des Revolutionsjahres 1989 waren für mich Danzig und Polen mit der Gewerkschaft Solidarität die Quelle der Einheit und Freiheit in Deutschland und Europa. Mit dem Einzug der Marktwirtschaft in Polen begann ein einzigartiger Wachstums- und Wohlstandskurs als Grundlage für das moderne Polen und seinen guten Ruf in Europa und der Welt.

Ich freue mich darauf die deutsch-polnischen Interessen zu entwickeln und zu stärken, insbesondere für den Norden Polens und die Region Pommern. Polen ist heute für Deutschland ein unverzichtbarer Partner. Die Voraussetzungen für gemeinsame Freiheit, Sicherheit und Wohlstand sind besser als je zuvor in unserer Geschichte“.

### **Karl-Matthias Klause –Lebenslauf**

Karl-Matthias Klause ist Berufsdiplomat und wurde im August 2025 zum Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland in Gdansk ernannt.

In London war Klause stv. Deutscher Botschafter von 2024-25, von 2021-2024 war er im Direktorium der Europäischen Bank für Wiederaufbau und Entwicklung als deutscher Exekutivdirektor.

Von 2017-2021 war Klause Leiter der Wirtschaftsabteilung der Deutschen Botschaft in Washington, zuständig für Wirtschaft, Handel, Finanzen, Unternehmen.

Vor der Zeit in Washington war er Kabinettschef der Staatsministerin im Auswärtigen Amt, zuvor Referatsleiter für Mitteleuropa.

In früheren Aufgaben war er in der außenpolitischen Abteilung im Bundeskanzleramt und als Berater im Auswärtigen Ausschuss.

Klause studierte Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, transatlantische Beziehungen und mittelalterliche Geschichte, englische Literatur und Philosophie in Münster und an der Freien Universität Berlin.

Er ist Mitglied im Vorstand der Deutschen Shakespeare Gesellschaft in Weimar von 1864.

Quelle:

<https://polen.diplo.de/pl-de/01-vertretungen/01-4-gk-danzig->

# **Raschung. 100-jähriges Jubiläum der evangelischen Kirche**

*Ein kleines Juwel oder die Steine werden sprechen*

**Im Jahr des 500-jährigen Jubiläums der Reformation in Preußen drohte ein kleinerer Jahrestag beinahe unterzugehen, aber der Bürgermeister von Bischofsburg Kamil Kozłowski, der Ortsvorsteher von Raschung Roman Jaśkiewicz sowie der evangelisch-augsburgische Pastor von Sorquitten Krzysztof Mutschmann sorgten dafür, dass die Kirche in Raschung im Blickpunkt blieb und ihr 100. Jubiläum am 26. Oktober gebührend gefeiert wurde.**

Raschung liegt nicht im Zentrum einer administrativen Einheit oder an einer Hauptverkehrsachse – weder heute noch damals, als die heute noch existierende Kirche errichtet wurde.

Das kleine Dorf befindet sich südlich der Gemeinde Bischofsburg in der Nähe der Grenze zwischen dem katholischen Ermland und dem protestantischen Masuren. Seine Einwohnerzahl war und ist nicht groß, reichte aber den damaligen Behörden aus, um den Bau einer eigenen kleinen Kirche zu rechtfertigen.

## **Die Raschunger Kirche und ihre Geschichte**

Kurz nach der Jahrhundertwende um das Jahr 1904 fiel der Entschluss zum Bau des Gebäudes. Bereits damals gab es im Ermland wenig Protestanten, es musste also kein großer Bau werden. Dennoch regte die Raschunger Gutsfamilie von Platen, die in der

Kirche bis heute eine eigene Bank hat, den Bau einer Kirche vor Ort an, damit die Einwohner nicht nach Bischofsburg zum Gottesdienst fahren mussten.

Geschickt wählte man einen zum Dorf erhöht gelegenen Bauplatz, an dem das Gebäude seine volle optische Wirkung entfalten konnte. Die administrative Genehmigung zog sich in der preußischen Kirchenverwaltung etwas hin, 1914 gab es noch Änderungen, danach verzögerte der Erste Weltkrieg den Bau.

Letzten Endes entstand im Jahr 1925 eine Kirche aus Feldsteinen. Während bei vielen Häusern und Kirchen in Ostpreußen die Steine nur eine erste Schicht bilden, um das Eindringen von Feuchtigkeit von unten in die Mauern zu verhindern, wurde in Raschung das gesamte Gebäude aus Feldsteinen ausgeführt.

Das Ergebnis war ein Bauwerk, das mit dem runden Turm und der Bauform einem kleinen Märchenschloss ähnlich sieht, in dem eher Prinzessinnen mit Feen aus dem Fenster sehen könnten als vom Heiligen Geist umwehte evangelische Pastoren.

Für gewöhnlich ist die Kirche geschlossen und das Grundstück, auf dem sie steht, zwar nicht wild, aber hoch mit Gras bewachsen. Zum Jubiläum wurde das Gras sorgfältig gemäht, so dass die Kirche in voller Pracht zu sehen ist.

## **Wirkungsvolle Schönheit innen und außen**

Der große Feiertag der kleinen Kirche begann am 26. Oktober mit einem evangelischen Gottesdienst, der vielen Gästen der Veranstaltung die Gelegenheit gab, endlich einmal das Innere des Gotteshauses zu bewundern.

Das malerische Äußere ist die eine positive Seite des Bauwerks,

doch auch das Innere kann mit gestalterischen Besonderheiten aufwarten. Wer seinen Blick während eines Gottesdienstes durch die in Blautönen gehaltene Kirche schweifen lässt, wird durch Bibelverse, die rund um das Kirchenschiff, an der Empore, in den Bögen des Gewölbes über Altar und Kanzel und bei einigen Fenstern kunstvoll geschrieben stehen, auf den Boden und zur geistlichen Feier zurückgeholt.

Zwei Viträgen an beiden Seiten des Kirchenschiffs zeigen farbenfrohe Szenen aus der Bibel, den barmherzigen Samariter und die schlafenden Jünger im Garten Gethsemane. Leider weist die eine mehrere Löcher auf, die nach Durchschüssen aussehen.

Den Gottesdienst leitete Pastor Krzysztof Mutschmann, zu dessen Sorquittener Gemeinde die Raschunger Kirche als Filiale gehört. Für die Predigt zeichnete Pastor Paweł Hause aus Rastenburg verantwortlich, der Bischof der Diözese Masuren der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Polen.

Er beschrieb unter anderem die Geschichte des Bauwerks und seine Bedeutung für die lokale Gemeinschaft: „Auch nach dem Zweiten Weltkrieg gab es hier noch einige wenige Protestanten. Es fanden und finden Gottesdienste und Begräbnisse statt. Und wenn irgendwann keine Gläubigen mehr hier leben und wir schweigen, so werden die Steine von uns und unserem Glauben erzählen.“

Sein Dank dafür, dass diese Zukunft möglich ist, galt den Pfarrern und Gläubigen der Gemeinde sowie den Vertretern der Selbstverwaltung wie dem Bürgermeister und dem Gemeinderat von Bischofsburg sowie dem Ortsvorsteher von Raschung.

Nach den geistlichen Worten und einem obligatorischen feierlichen Gruppenphoto hatten die Einwohner und der Ortsvorsteher von Raschung Roman Jaśkiewicz zu einem reichhaltigen Imbiss

ins Gemeindehaus des Ortes eingeladen. Mit Kuchen, Gebäck und Bigos hatten sie sich selbst übertroffen, auch die Jubiläumstorte mit einem Konterfei des gefeierten Gebäudes stammte aus lokaler Produktion. So gab es für die Gäste im Rahmen der Veranstaltung noch mehr über den Ort zu erfahren als nur etwas zu seinem bekanntesten Bauwerk.

Text: Uwe Hahnkamp



Die Kuppel über dem Altar und die Bibelverse

Foto: Uwe Hahnkamp

# Über Paweł Huelles Roman „Weiser Dawidek“

## von Grzegorz Supady

Ende November 2025 jährte sich zum zweiten Mal der Todestag des herausragenden polnischen Prosa- und Lyrikstellers Paweł Huelle (1957–2023). Daher hat einer der renommiertesten Verlage Polens, der in Krakau ansässige ZNAK, einen umfangreichen Kurzgeschichtenband dieses vorzeitig verstorbenen Autors, der sein ganzes Leben mit Danzig verbunden war, veröffentlicht.

Eine Erzählung aus dieser Sammlung, die eine nach 1945 in ihrer Heimatstadt verbliebene Deutsche betrifft, wurde ebenfalls im Hörfunk zurückgerufen.

Diese Tatsache veranlasste mich, mich zu einem größeren Prosawerk von Paweł Huelle zu wenden, das dem Autor sofort Ruhm verschaffte und ihn zu einer festen Größe in der polnischen Literatur machte. Es handelt sich um den Roman „Weiser Dawidek“. Als ich nun das Buch neulich wieder in die Hand nahm, wollte ich es einfach nur durchblättern, aber nach ein paar Sätzen beschloss ich, es noch einmal zu lesen. Gleichzeitig war ich etwas überrascht, nachdem ich festgestellt hatte, dass ich im Besitz der ersten Ausgabe dieses Werks bin, nämlich der von 1987. Einerseits hat es mich glücklich gemacht, andererseits hat es mich aber durch den unbarmherzigen Zeitverlauf mit Nachdenken erfüllt. „Annorum series et fuga temporum“, wie es bei Horaz hieß.

Doch *ad rem*. Abgesehen von der Handlung selbst gibt es in Hu-

elles Buch mehrere Sachen, die es wert sind, an sie zu erinnern. Man beginne mit der stilistischen Form einer Prosa, die von der großen Raffinesse dieses vor vier Jahrzehnten noch jungen Debütanten zeugt.

Auch Jahre später ist Huelles Sprache überhaupt nicht gealtert, und, was noch wichtiger erscheint, sie beeindruckt immer noch mit ihrer Flüssigkeit und ihrem Charme. Seine leichte Phrase begeistert also immer noch, was mich an den inzwischen verstorbenen Jerzy Pilch erinnert.

Beim Lesen von Huelles Buch, das so tief in die Landschaft der Freien Stadt Danzig verankert ist, spürte ich von Anfang an seine große Verbundenheit mit der sogenannten Danziger Trilogie von Günter Grass („Die Blechtrommel“, „Katz und Maus“, „Hundejahre“). Anfangs erschien mir diese Entdeckung äußerst aufschlussreich, aber nachdem ich einige Interneteinträge gelesen hatte, stellte sich schnell heraus, dass andere schon vor langer Zeit eine solche Konvergenz bemerkt hatten und dabei sogar eine Art Vorwurf von schlichter Nachahmung gegen Huelle erhoben hatten.

Aber, wie man weiß, Literatur nährt sich von sich selbst, und was letztendlich nur zählt, ist das Endergebnis. Schließlich muss das Beispiel der Meister nicht automatisch zu einem Meisterwerk führen.

Jedenfalls gelang sowohl Huelle als auch Grass – abgesehen von dem, was man als „Danzigertum“ bezeichnen könnte – die Schaf-

fung eines jugendlichen Helden, der sich mit ungewöhnlichen Merkmalen von seiner Altersgenossengruppe abhebt.

Im Fall von Grass waren es gegebenenfalls eine verkümmerte Statur (Oskar Mazerath) oder ein unverhältnismäßig großer Adamsapfel (Joachim Mahlke), bei Huelle ging es um rote Haare, körperliche Fitness sowie außergewöhnliche Charaktereigenschaften und sogar übermenschliche Fähigkeiten wie Levitation (Weiser Dawidek).

Übrigens resultierte Weisers Andersartigkeit nicht nur aus seinen überdurchschnittlichen Fähigkeiten, sondern auch daraus, dass er Jude war. Und in einem relativ ethnisch homogenen Umfeld, in das Danzig nach dem Zweiten Weltkrieg plötzlich geriet, hatten die Menschen fremder Ethnie keine gute Chance.

Dies galt auch für die Bevölkerung deutscher Herkunft, was letztlich dazu führte, dass immer mehr Deutschstämmige in die Bundesrepublik auswanderten. Dies hatte wiederum zur Folge, dass die Gebäude, die der evangelischen Gemeinde angehörten, immer häufiger leer standen, woraufhin beschlossen wurde, eine dieser Kapellen in ein Kino umzuwandeln.

Huelle betrachtete jene Entscheidung als Ausdruck von Respektlosigkeit gegenüber dem bestehenden Erbe und als Versuch, (wie Thomas Bernhard es ausdrücken würde) einige Elemente auszulöschen, die seit Jahrhunderten das Wesen von Danzigs Identität ausmachten.

Das Thema der „Deutschheit“ von Danzig (sowie anderer Gebiete im Westen und Norden Polens) war in kommunistischer Zeit nicht

häufig diskutiert. Falls es doch auftauchte, dann in den von der offiziellen Parteipropaganda festgelegten Kategorien.

Andererseits war es in Danzig, das in Polen als Zentrum des freien Denkens gilt, gar nicht so schlimm damit. Bis zu einem gewissen Grad trug auch Grass selbst dazu bei, da er systematisch seine Heimatstadt nach dem sogenannten politischen Tauwetter des Jahres 1956 besuchte. Er widmete, neben seinen weltberühmten Romanen, sogar ein eigenes Drama den tragischen Ereignissen des Jahres 1970 in der Danziger Werft („Die Plebejer proben den Aufstand“).

Deutlich zeigte Huelle, der auf den Straßen von Danzig (genauer gesagt: Langfuhrs) aufgewachsen ist, beträchtlichen Mut, als er in den 1987 noch bestehenden sozialistischen Zeiten in seiner sehr originellen Prosa die zeitgenössischen Bewohner von Danzig sowie ganz Polen an solche Persönlichkeiten wie Arthur Schopenhauer oder Ferdinand Schichau erinnerte, die bisher als unbequem galten und eher selten ans Tageslicht kamen. Natürlich bedeutet das keine Verherrlichung oder, wie die moderne Rechte es nennen würde, die Re-Germanisierung Danzigs, wovon die gleichzeitige Nennung unbequemer Figuren für die deutsche Geschichte dieser Stadt, wie Adolf Hitler oder Gauleiter Albert Forster, zeugen kann. Der David des Romans hat vielleicht nie existiert und ist lediglich eine literarische Figur, die eine Art Jedermann (*Everyman*) verkörpert. Dennoch hat sie sowie die Handlung des Buches maßgeblich dazu beigetragen, unser Wissen nicht nur über Danzig, sondern auch über uns selbst zu bereichern.

### **Ich werde**

Ich werde  
Diese Erde  
Die ich kenne  
Als meine nenne

Weiter beschreiten  
Sie hat so viele Seiten  
Zu zeigen ich sie versuche  
Ich statte ihr ab keine Besuche

Verwurzelt in ihr  
Ich lebe einfach hier  
Wie wir uns verstehen  
Werden wir das Spiel drehen

### **Deine Anwesenheit**

Deine Anwesenheit nehme ich wahr  
Hoffentlich auch in diesem Jahr  
Als meinen Rettungsanker  
Schreibt ein Kranker

Über seine Medizin  
Die ihm vor Jahren erschien  
Seit dieser Zeit nimmt er sie ein  
Nur sie kann ihm helfen nur sie allein

Diese Therapie  
Ohne schädliche Chemie  
Sie versetzt ihn in Euphorie  
Die heilbringende Kraft der Poesie

## Lesestand in Europa 2024

*„Hinter jeder Zahl verbirgt sich ein Mensch mit einem Buch in der Hand. Statistiken zeigen Unterschiede zwischen Ländern, Generationen und Geschlechtern – doch der wahre Wert des Lesens lässt sich nicht in Prozenten messen. Ein Buch öffnet einen Raum, in dem sich Erinnerung und Fantasie, Tradition und Zukunft begegnen. Gerade in diesem stillen Akt des Lesens entsteht eine Gemeinschaft, die Grenzen und Zeit überwindet.“*

Aus der neuesten Untersuchung der Nationalbibliothek geht hervor, dass sich das Buchlesen in Polen auf einem Niveau von über 40 % stabilisiert hat. Am meisten lesen Jugendliche im Alter von 15–18 Jahren (54 %), am wenigsten Personen über 70 Jahre (25 %). Frauen lesen häufiger (47 %) als Männer (35 %). An der im Rahmen des Nationalen Programms zur Entwicklung des Lesens 2.0 durchgeföhrten Studie nahmen 2.025 Personen über 15 Jahre teil.

Die meisten Lesenden wohnen in Städten mit über 500.000 Einwohnern, also in Warschau, Krakau, Breslau, Łódź und Posen (51 %). Dies hängt mit der Bildung der Einwohner, den Arten der beruflichen Tätigkeit, der größeren Verfügbarkeit von Buchhandlungen, Antiquariaten und Bibliotheken sowie der Ansiedlung großer akademischer Zentren zusammen. Am wenigsten lesen hingegen die Bewohner von Dörfern und Städten bis zu 20.000 Einwohnern (36 %). Die häufigste Quelle der gelesenen Bücher sind – wie auch in den Vorjahren – Käufe, sowohl stationär als auch online. Unter den Bibliotheksnutzern sind vor allem junge Menschen – Schüler und Studierende. Nach wie vor greifen wir am häufigsten zu Bü-

chern in Papierform – nur jeder zwanzigste Leser nennt mindestens ein Buch, das er auf dem Bildschirm eines Computers oder mobilen Geräts gelesen hat.

**Eurostat** zeigt im europäischen Vergleich große Unterschiede: In der Schweiz liest über 80 % der Bevölkerung, in Luxemburg drei Viertel, während in Rumänien, Zypern und Italien weniger als ein Drittel ein Buch zur Hand nimmt. Polen liegt im Mittelfeld mit gut der Hälfte Lesenden. Auffällig ist überall: Frauen lesen mehr als Männer.

Diese Zahlen sind nüchtern – doch sie erinnern uns daran, dass Lesen nicht selbstverständlich ist. Wer ein Buch aufschlägt, öffnet zugleich einen Raum für Bildung, Fantasie und Gemeinschaft.

Und wie sieht Polen im Vergleich dazu aus? Durchschnittlich. 54,6 % der Befragten gaben an, im Jahr vor der Untersuchung mindestens ein Buch gelesen zu haben (23,7 % griffen zu weniger als 5 Titeln, 13,5 % zu 5–9 Büchern und 17,4 % zu 10 oder mehr Publikationen).

Weniger als wir lesen die Einwohner von: Spanien, Litauen, Ungarn, Lettland, der Slowakei, Malta, Griechenland, Kroatien, Portugal, Bulgarien sowie den bereits erwähnten Rumänien, Zypern und Italien. Bessere Leseergebnisse erzielten hingegen (außer den bereits genannten Spitzenreitern) die folgenden Länder: Slowenien, Belgien, Frankreich, Österreich, Tschechien, Irland, die Niederlande, Finnland und Schweden.

**Eurostat veröffentlichte auch eine Tabelle mit der geschlechts-spezifischen Aufteilung der Personen, die nicht lesen.**

In Polen gehört dieser Unterschied zu den größten in Europa – 33,4 % der Frauen und sogar 59,6 % der Männer lesen nicht.

Frauen lesen in jedem der 31 Länder, die in dieser Statistik berücksichtigt wurden, mehr. Große Unterschiede bestehen auch in Spanien (39 % der Frauen und 53,1 % der Männer haben kein einziges Buch gelesen), Frankreich (29,3 % der Frauen und 48,3 % der Männer ohne Lektüre), Slowenien (28,8 % nichtlesende Frauen und 52,2 % nichtlesende Männer) sowie Serbien (wo 54,4 % der Frauen und 76 % der Männer nicht lesen). Kleinere Unterschiede gibt es in der Schweiz, wo innerhalb eines Jahres 14 % der Frauen und 25 % der Männer kein Buch gelesen haben, sowie in Italien (obwohl hier die Nichtlesenden dominieren: 60,2 % der Frauen und 69,3 % der Männer) und in der Türkei (ähnlich – 65,8 % der Frauen und 73,7 % der Männer lesen nicht).

Der Durchschnitt der Nichtlesenden in der gesamten Europäischen Union beträgt hingegen 39,5 % bei den Frauen und 55,5 % bei den Männern.

### **Was bringt uns das Lesen von Büchern?**

**Lesen ist nicht nur eine Fähigkeit**, sondern auch ein Fenster in andere Welten, Kulturen und Perspektiven. Im Lesen können wir in die Tiefen einer Geschichte eintauchen, Geheimnisse erkunden oder uns in einer fiktionalen Erzählung verlieren, die uns tief bewegt. Kurz gesagt, Lesen ist wichtig, weil es uns bereichert, verbindet und inspiriert.

Bücherlesen hat zahlreiche Vorteile für den Einzelnen, die von kognitiven Verbesserungen bis hin zu emotionalem Wohlbefinden und persönlichem Wachstum reichen. Hier sind einige der Hauptvorteile:

- **Verbesserung kognitiver Fähigkeiten:** Lesen trainiert das Gehirn und kann dazu beitragen, die Konzentration, das

Gedächtnis und die analytischen Fähigkeiten zu verbessern. Es fordert den Geist heraus, Handlungsstränge zu verfolgen, Charaktere zu analysieren und komplexe Ideen zu verstehen.

- **Wissenserweiterung:** Bücher sind eine unerschöpfliche Quelle für Informationen und Wissen. Egal ob Sachbücher, die neue Themen beleuchten, oder Romane, die Einblicke in andere Kulturen und historische Epochen bieten, Lesen erweitert kontinuierlich den Horizont
- **Stressabbau:** Das Eintauchen in eine Geschichte kann eine wirksame Flucht aus dem Alltagsstress sein. Es kann entspannender wirken als Musik hören oder Videospiele spielen und hilft, den Blutdruck zu senken und die Muskeln zu entspannen
- **Verbesserung der Empathie:** Insbesondere Belletristik ermöglicht es Lesern, sich in die Perspektiven, Emotionen und Erfahrungen verschiedener Charaktere hineinzuversetzen. Dies kann das Verständnis für andere Menschen im realen Leben stärken und die Empathie Fähigkeit erhöhen

<https://www.fernsehlotterie.de/magazin/warum-ist-lesen-wichtig>

## Oktober – Zeit der Fülle und des Innehaltens

*Der Oktober ist der zehnte Monat des Jahres im gregorianischen Kalender. (Der Gregorianische Kalender ist das weltweit beliebteste Zeiterfassungssystem; er wurde 1582 von Papst Gregor XIII. eingeführt.) Er hat 31 Tage.*

*Im Mittelalter galt der Oktober als heiliger Monat, in dem man bevorzugt heiratete; auch Könige heiraten meistens im Oktober. In den Ländern, in denen im Oktober die Zeit von Sommerzeit auf Normalzeit umgestellt wird, ist der Oktober der längste Monat des Jahres. Der Oktober beginnt außer in Schaltjahren mit demselben Wochentag wie der Januar.*

Der Oktober tritt ein wie ein stiller Gast, der die Natur in goldenes Licht taucht. Er bringt uns die Farben des Abschieds und zugleich die Fülle der Ernte. Äpfel und Birnen glänzen in Körben, Weintrauben hängen schwer an den Reben, und die letzten Pilze warten im Wald auf den geduldigen Sammler.

Es ist die Zeit, in der die Vögel ihre Gesänge leiser werden lassen, bevor sie sich auf den Weg gen Süden machen. Nebel legt sich

über die Felder, die Tage schrumpfen, und die Nächte tragen bereits den Atem des Winters. Doch gerade in dieser Vergänglichkeit liegt ein besonderer Zauber: Die Blätter, die fallen, sind wie kleine Botschaften der Natur, die uns lehren, loszulassen.

Der Oktober ist nicht nur ein Monat der Früchte, sondern auch der Symbole. Die Ringelblume verheißt Glück, der Opal trägt Hoffnung und Magie in sich. Wer in diesem Monat geboren ist, trägt die Leidenschaft des Skorpions oder die Balance der Waage – ein Spiegel der Gegensätze, die der Herbst selbst verkörpert.

Und so lehrt uns der Oktober, innezuhalten.

Er lädt uns ein, das Handy beiseite zu legen, einen Tag in Stille zu verbringen, das Rascheln der Blätter zu hören und die Farben zu betrachten, die kein Maler je ganz erfassen kann. Zwischen goldenem Sonnenlicht und grauem Himmel, zwischen Wärme und Kälte, zeigt er uns die Schönheit des Übergangs.

Der Oktober ist ein guter Monat, weil er uns jedes Jahr ein Schauspiel schenkt, das uns staunen lässt: die Verwandlung der Natur. Er ist der Monat der Pullover, der Spaziergänge durch buntes Laub, der warmen Getränke und der stillen Freude. Ein Monat, der uns daran erinnert, dass jeder Abschied auch ein Versprechen auf Neues ist.

# Gert O.E. Sattler

## Herbstbild

Der Sommer geht zur Herbsteszeit,  
mit ihm das Gold der Garben,  
Corinth und Kirchner auf der Spur  
bemalt der Herbst Masurens Flur,  
betörend sind die Farben.

Der Herbst verändert Busch und Baum,  
die Gräser an der Weide,  
und macht zum schönsten Bienentraum  
vom Raine bis zum Waldessaum  
das lila Kraut der Heide.

Ob gelb, ob braun, ob purpurrot,  
es ist ein buntes Treiben,  
die Blätter schaukeln leicht und lind  
und manchmal rauh und rasch im Wind  
und kein's wird übrig bleiben.

Der Sommer geht, der Herbst ist da  
auf Feldern und auf Fluren,  
von See zu See, durch Rohr und Ried,  
erklingt ein altvertrautes Lied:  
Ich liebe dich, Masuren.

## **Groschenbrücke in Lyck**

Dort wo der Lyck-Fluss in den südlichen Teil des Lycksees fließt,  
an der Promenade mit der Badeanstalt, dort war die  
Groschenbrücke, eine der ältesten hölzeren Fussgänger Brücken  
der Stadt.

Woher sich der Name etabliert hat, konnte ich nicht  
ergründen.

Meine Vermutung ist, dass die an der Uferweg  
flanierenden Liebespaare ihre ewige Verbindung durch einen  
Groschenwurf unter die Brücke zementieren wollten.

Heute werden Verhängeschlösser rangehängt und der Schlüssel ins  
Wasser geworfen.

Falls Leserinnen/Leser eine andere Version haben, bitte der  
Redaktion der Masurenischen Storchenpost sagen. Hier 2 Bilder Brü-  
cke nahezu  
100 Jahre voneinander getrennt.

**Reinhard Donder**



Oben: Jahr 1925

Unten: Jahr 2024

Foto: Reinhard Donder

# **Das Klavier der Anna Petruschka**

## **Von Ruth Storm**

Anna Petruschka war in der Heimat geblieben; wegen ihrer Tiere, wegen des Gartens und des Feldes, auf dem gerade im Sommer 1946 so schwer das Korn stand. Wie konnte sie das alles verlassen? So einfach um nichts. Jahrelange Mühe hing doch daran. Und sie sprach es aus. Sie sagte es polnisch, auf wasserpolnisch erklärte sie es der Kommission. Da hatten die Männer von der Miliz, die durch die Häuser gingen und die Leute aufschrieben, gesagt: „Du sprichst ja polnisch! Du kannst bleiben, du bist autochthon.“ Und sie vermerkten es in ihrer Liste.

Autochthon? So ein Wort hatte die Petruschka noch nie gehört. Sie schluckte daran, sie schüttelte den Kopf. „Nein“, sagte sie in ihrem Wasserpolnisch, „ich bin deutsch und nicht au-, auto-“, aber sie bekam das Wort nicht zusammen, „die Mutter und der Vater haben so gesprochen, aber sie waren deutsch. Meine Brüder dienten dem Kaiser, und einer, der bei der Marine war, war sogar Obermaat!“

Die oberschlesische Frau aus einem Dorf nordwestlich von Cösel sagte das alles mit einem gewissen Stolz, aber mehr zu sich selbst, die Männer hörten es nicht mehr, sie waren schon bei den Nächsten zum Aufschreiben. Die Einwohner eines großen Dorfes zu registrieren war keine so einfache Sache, um ein Exempel zu statuieren.

So war die Anna Petruschka geblieben, geblieben bei ihren Ziegen, den Hühnern und Gänsen, bei ihren Gemüsebeeten, dem Feld und bei noch etwas, aber sie wagte gar nicht, an dieses Etwas zu

denken, noch weniger es auszusprechen. Es stand schön versteckt hinter Strohballen und Heu in der Scheune am Haus.

Eigentlich gehörte es nicht ihr, sondern der Maria, der hübschesten und klügsten ihrer Töchter, die sie hatte studieren lassen, in Breslau, auf dem Konservatorium, wie es ihr der Lehrer und Organist geraten hatte. „Die Maria ist ein musikalisches Wunder“, hatte er gesagt.

O Jesus, ihr schönes Mariele mit einer Stimme wie ein Engel! Mit Fingern so fein und beweglich, um perlende Töne aus den Tasten hervorzuzaubern, aus dem Etwas, das die Anna Petruschka versteckt hielt. Schon vorher, als die deutsche Front noch stand, hatten die einquartierten Volkssturmmänner gesagt: „Das Klavier wird der Iwan kaputt machen oder nach Rußland verschleppen.“

Mein Gott, das teure Klavier! Es gehörte doch Maria, es war sozusagen ihr Handwerkszeug, und Anna Petruschka hatte es der Tochter geschenkt, sie hatte es sich regelrecht vom Munde abgespart, von dem Verkauf der Gänse und Hühner, von den Eiern und dem Speck vom Schwein und von den Handarbeiten. Sticken konnte die

Anna Petruschka so fein und haargenau wie einst ihre Mutter und Großmutter, von denen sie es ja gelernt hatte. Wenn ein Mädel im Dorf heiratete, brachte es seine Aussteuer zu Anna Petruschka, der Kriegerwitwe aus dem Ersten Weltkrieg mit ihren drei Töchtern, von denen die Jüngste singen konnte wie eine Nachtigall. Unter dem Gesang der Tochter stickte die Pietruschka, und manches

Motiv wurde dabei in ihre Nadel gezaubert. Kleine, sich schnäbelnde Täubchen, Blumen und Schmetterlinge waren da plötzlich unter dem Monogramm eingestickt zum Entzücken der Auftraggeberinnen, und da machte es den Bräuten nichts aus, noch ein paar Mark mehr zu zahlen für diese Überraschung.

So war es zum Klavier gekommen, und Mutter Petruschka konnte nicht genug zuhören, wenn Maria darauf spielte, mit ihren Fingerchen übte, die so schlank waren, wie die der Madonnen von den Altären der Breslauer Kirchen.

So war das Klavier im Grunde auch Annas Klavier, sie hatte es ja bezahlt! Heimlich drückte sie manchmal die Tasten herunter. Jessas, war das schwer, eine richtige Melodie zu spielen! Sie versuchte mit einem Finger „Großer Gott, wir loben dich“ herauszuholen, sie probierte es immer wieder, bis sie es allmählich zustande brachte. Wenn wieder Friede ist, werde ich es der Tochter vorspielen, dachte sie.

Jetzt war Maria im Kriegsdienst, als Hilfsschwester in einem Lazarettzug, der ständig im Einsatz war, aber bei ihrem letzten Besuch hatte sie gesagt: „Mamusch, versteck‘ nur ja das Klavier!“

Die Anna Petruschka war darüber zunächst erschrocken gewesen. Wer sollte schon Marias Klavier stehlen? Alle im Dorf wussten doch, dass es zu ihr gehörte wie die Schere zur Schneiderin. Aber dann, als die Front näher rückte, sich alles so veränderte, alles plötzlich so unsicher wurde und die Volkssturmmänner kamen, wusste Anna: die Tochter hatte recht!

Sie sprach darüber mit den Einquartierten, älteren Männern, die selbst schon große Kinder hatten und daher wussten, was für ein Glück es bedeutete, wenn eins davon eine besondere Begabung besaß. So schleppten sie das Klavier aus der „guten Stube“ über den Hof in die Scheune und packten einen Tarnungsgürtel um das kostbare Stück herum. Nichts war zu erkennen! Anna strahlte. Sparsam würde sie mit dem Rauhfutter umgehen, so sparsam, dass das Klavier nicht zum Vorschein käme, bis der Krieg aus war.

Er ging zu Ende. Die Volkssturmmänner zogen sich zurück, die Russen marschierten ein und wieder fort, die Polen kamen, blieben, und sie sagten zu den Dorfbewohnern: „Ihr müsst raus!“

Das wollten die Alteingesessenen nicht glauben, aber sie bekamen keine Post, hörten kein Radio und lasen keine Zeitung mehr; und eines Tages machten die Polen ihre Worte wahr. Alle mussten gehen, aber nur mit dem, was sie tragen konnten. Alle, bis auf die Anna Petruschka und den fast tauben Kasimir Ponatzki, der in jungen Jahren aus Kongreßpolen eingewandert war, weil er hier besseren Lohn bekam.

Vielleicht wäre die Anna auch mit den anderen gegangen, denn einige von ihnen sprachen auch Wasserpolnisch, aber vielleicht nicht so gut wie die Anna, um als autochthon eingestuft zu werden. Aber wie konnte sie fortgehen!

Da war doch das Klavier, für das sie jahrelang gespart hatte, und das sie doch nicht auf ihrem Buckel wegtragen konnte wie die anderen ihre Rucksäcke. Nein, nein, Marias Zauberkasten durfte sie nicht preisgeben!

Nach der Vertreibung der Bewohner wurde es ganz still im Dorf, unheimlich still, Nur der Kasimir kam öfter angeschlichen und sagte, indem er seinen struppeligen Kopf nach Osten drehte: „Einmal bin ich von dort drüben weggelaufen, um es besser zu haben, und jetzt?

Anna Petruschka gab ihm darauf keine Antwort, dafür aber etwas zu essen, sie hatte immer etwas, auch wenn sie nur noch drei Hühner und eine Ziege besaß; aber auch das hatte seinen Sinn. Weniger Stroh und Heu brauchte sie aus der Scheune in den Stall zu holen — Versteck blieb Versteck ! Eines Tages wurde es laut, fremde Leute kamen. Anna stand hinter einer Gardine, verborgen und zitterte. Mit Bündeln und Säcken rückten sie an. Ein Mann ging vorneweg von Hof zu Hof und wies sie ein. Er blieb auch vor Annas Fenster stehen, sah auf die Hausnummer, verglich sie mit seiner Liste und pochte an die Tür.

Frau Petruschka öffnete: „Was wünscht der Herr?“, fragte sie und versuchte ihn anzulächeln, „ich bin doch au-.“ „Weiß ich, weiß ich!“ Er schlug zur Bestätigung auf den Aktendeckel, „aber trotzdem“.. Er drehte sich um und rief einen Namen auf. Und da kamen drei Personen: ein Mann, eine Frau und ein Kind. Sie traten über die Schwelle und legten ihre Lasten auf dem Flur nieder.

Sie blieben bei der Anna. Erst konnten sie sich nicht gut verständigen, weil ihr Polnisch anders war, sie kamen ja von irgendwo aus der Ukraine, wo der Russe sie ausgetrieben hatte. Anna wusste Bescheid, und sie sagte zu den Eingewiesenen: „Auch Ihr seid Würfel genau wie ich, mit denen andere spielen!“

Da nickten die Fremden. Anna gab ihnen das Zimmer ab, wo das Klavier gestanden hatte, und auch in der Küche ließ sie die Familie ihre Sachen unterbringen. Wenig genug hatten sie. Welcher Flüchtling besaß schon viel?

Alle Flüchtlinge in der Welt waren gleich, und nur was sie mit ihren Händen wieder schafften, würde gelten.

Als das Korn hinter Annas Haus reif war, mähte es der Mann ab, und die beiden Frauen banden und hockten es gemeinsam auf. Anna war zittrig geworden, es war ein Glück, dass dieser Mann da war, sie hätte die Sense nicht mehr wie sonst schwingen können.

Eines Tages brachte der Pole eine Kuh an, sie war ihm zugewiesen worden, aber die Anna erkannte sie. Nur der Großbauer Hensel hatte so prachtvolles Herdbuchvieh gehabt. Das Tier war zwar abgemagert, aber der Pole lachte: „Die wird bald anders aussehen!“ Er würde schon für Futter sorgen. Bei diesen Worten schlug Annas Herz bis zum Hals; sie sah, wie er zur Scheune ging, um Stroh und Heu zu holen. Sie lief aufgeregt hinter ihm her, bis er stehen blieb und sich umsah.

Anna Petruschka legte einen Finger auf den Mund. „Pst, pst!“ machte sie. Da stutzte der Mann, und auch seine Frau blickte Anna fragend an. Deren Herz hämmerte, aber dann sprudelte sie hervor, was sie dort in der Scheune hinter dem Futter verbarg.

Gespannt hörten die Polen zu, alles, was diese oberschlesische Frau von ihrer jahrelangen täglichen Arbeit, von ihrem Sparen und Rechnen für dieses Klavier erzählte. Und die Fremden fühlten ihre

Mutterliebe, den Stolz auf ihr begabtes, schönes Kind, das schon auf der Empore des Domes in Breslau im Chor gesungen hatte; so glockenrein und lieblich, dass sie Marias Stimme im Radio heraushörte.

Vor Freude habe sie darüber geweint. Tranen des Glucks und der Hoffnung! Sie hoffe auch weiter, der Tag würde schon kommen, wo ihr Engel auf dein Klavier wieder würde spielen können. Die Leute aus der Ukraine nickten, beide konnten alles verstehen. O wie gut begriff das Paar Annas Hoffen! „Nun“, sagte der Mann, Jetzt bin ich im Haus, und da wird dem Klavier nichts geschehen.“

Er stellte die Heugabel weg, bückte sich und hob behutsam mit seinen Armen Stroh und Heu beiseite. Ein schwarzlackierter großer Gegenstand wurde sichtbar, das Klavier! „Bald wird es kalt und feucht“, sagte er beim weiteren Forträumen, „es muss ins Warme, in deine Kammer muss es, sonst kann die Tochter nicht mehr darauf spielen.“ Und da fassten alle drei zu und schoben Marias Klavier aus dem Versteck zurück ins Haus.

Da stand es nun und beengte Annas Schlafkammer. Aber was machte das! Sie konnte wieder hoffen. Die Fremden würden Marias Klavier beschützen. Eines Tages würde sie es der Tochter wie ein neues Geschenk übergeben. Einst hatte sie es sich vom Mund abgespart, jetzt aber mit blutendem Herzen gehütet.

Nachts in ihren Kissen betete sie unter Tränen für die fortgetriebenen Dorfbewohner, zu denen sie doch gehörte und von denen sie getrennt und zurückgelassen worden war. Nein, sie war ja nicht

das, wozu man sie abgestempelt hatte, sie war und fühlte deutsch, auch wenn sie wasserpolnischen Dialekt sprach.

Über das Klavier breitete sie ein Tuch, damit man von draußen nicht sah, was sich darunter verbarg. Manchmal nahm sie die Umhüllung ab. Vorsichtig schlug sie den Deckel zurück und drückte mit einem Finger eine Taste herunter, die leise anschlug. Der verborgene Zauber lebte noch! Maria würde ihn wieder zu vollem Klang erwecken mit Melodien, die Annas Herz wohl taten, die sie einhüllen würden, streichelnd und schützend, wie eine Mutter ihr betrübtes Kind tröstend umfing.

Manchmal träumte sie, alle Vertriebenen wären wieder heimgekehrt. Die Kirchenglocken rings aus den Dörfern läuteten zur gleichen Zeit, und vom Himmel erklangen Chöre mit so überirdischer Stimmengewalt, dass alles zu blühen anfing. Die Wiesen verwandelten sich in dichte, bunt durchflutete Teppiche, und die Kirschbäume leuchteten im BlütenSchnee als festliche Riesenbuketts an den Wegen.

So verging ein Jahr um das andere, Anna hütete weiter das Klavier, aber sie schrumpelte zusammen, sie schaffte weder im Stall noch auf dem Feld mit. Nur in den Gemüsebeeten half sie der Polin beim Pflanzen, Jäten und Hacken. Sie vertrugen sich, Geben und Nehmen hielten das Gleichgewicht. Sie sprachen nicht darüber, aber die Zugewanderten wussten, dass sie in Annas Haus und Annas Sachen lebten, und die Anna hätte kaum das tägliche Brot gehabt, wenn es die Neuen ihr nicht gegeben hätten. Anna Petruschka war als einzige aus der alten Dorfgemeinde übriggeblieben, der Ka-

simir war gestorben. Eigentlich beneidete sie ihn um seinen Tod, aber - ihr Klavier. Nein, das durfte sie nicht verlassen! Sie war froh, wenigstens anständige Menschen um sich zu haben, die sich weder zankten noch wüst tranken, wie manche der Neuen auf den anderen Hofstellen. Sie hatte wirklich Glück mit den Eingewiesenen gehabt.

Eines Tages kam ein Brief an Anna Petruschka, der ihr Leben verändern sollte. Ein Brief aus Westdeutschland. Eine Weile hielt sie ihn ungeöffnet in zitternden Fingern, sie konnte es kaum fassen: er war von Maria. Nur mühsam gelang es ihr, die Zeilen zu entziffern. Ein gedruckter, abgestempelter Nachweis zur Familienzusammenführung lag bei. Mamusch sollte einen Antrag stellen, zur Tochter ausreisen zu dürfen. Maria wohnte jetzt in Hannover, sie hatte geheiratet und sänge auch wieder öffentlich, übte täglich bei Nachbarn auf einem fremden Klavier.

Alles drehte sich um Anna, sie lief in ihrer Kammer auf und ab. „Maria ruft, Maria braucht mich!“ rief sie aus. Sie rannte auch im Flur hin und her, dann wieder zurück in die Kammer und endlich ins Freie auf den Hof, um draußen mit den Gedanken fertig zu werden. Sie sprach dauernd vor sich hin und schlug mehrmals in die Hände.

Die achtjährige Tochter der Polen saß am Brunnen und spielte mit einer Katze, sie sah bei diesem sonderbaren Gebaren der alten Petruschka erstaunt auf, als wäre die Frau nicht ganz gescheit. Anna blieb vor dem Kind stehen. „Ja, ja“, rief sie lachend, „ich bin verrückt, verrückt vor Freude!“

Auch ihr Pole freute sich, und der Mann sagte: „Ich geh‘ mit dir zum Starosten wegen des Klaviers, und ich geb‘ das Ablösungsgeld, damit du es mitnehmen kannst.“

Nun, es wurde eine schwierige, langwierige Angelegenheit. Zuerst kam der Starost, ein bleicher Mensch mit verkniffenen Augen, und sah sich das Klavier an. Anna merkte, dass er es selbst gern behalten hätte, wie er andeutete: „Für den Versammlungsraum!“

Aber Annas Mitbewohner trat so energisch auf, dass der Starost versprach, den Antrag zur Woiwodschaft nach Breslau weiterzuleiten.

Jeden Tag hielt Anna Petruschka jetzt Ausschau nach einer Botschaft. Wochen vergingen, bis endlich ein Mann aus Breslau eintraf, um Annas Fall zu prüfen. „Warum musst du das Klavier mitnehmen!“ fragte er streng.

„Nu, weil es ein Handwerkszeug ist.“

Der Mann sah die Gefragte durchdringend an.

Der Petruschka wurde ganz elend zumute. Sie musste sich setzen, gerade auf den Stuhl vor dem Klavier. „Na, spiel mal wenigstens was! Damit ich sehe, dass du’s brauchst.“

Mein Gott, die Frau hob ihre Hände hoch. Krumme gichtige Finger hielt sie dem Prüfer entgegen, aber ehe sie etwas sagen konnte, ergriff „ihr“ Pole das Wort und redete wie ein Buch. Anna verstand nur die Hälfte, aber er verteidigte sie wie ein bezahlter Anwalt. Alles, was sie über Marias Begabung erzählt hatte, münzte er auf sie um. Marias Erfolge beim Kirchenchor und im Radio waren der

Kleinbäuerin Anna Petruschkas Triumphe gewesen. Der von der Woiwodschaft wurde still und hörte aufmerksam zu.

„Sehen Sie“, sagte Annas Verteidiger und hob eine Hand von seiner Hauseigentümerin hoch, „die Frau ist jetzt krank, ihr fehlt Medizin und Pflege, deshalb sind ihre Finger krumm und steif geworden, aber wenn sie drüben sein wird bei der Tochter im Westen, kann das Leiden besser werden, und sie wird dann wieder spielen auf dem Klavier, diese große Künstlerin!“

Anna saß ganz verklärt da, denn der Abgesandte aus Breslau schien unschlüssig zu sein, ob er weiter fragen sollte. Er schaute nur immer wieder auf Annas kranke Finger. Plötzlich schien ihm eine Idee zu kommen, wie er seiner Beamtenpflicht gerecht werden konnte.

„Wenn du mit einem Finger eine richtige Melodie spielen kannst, bekommst du die Ausfuhr genehmigung.“

Anna Petruschka hätte vor Freude in die Knie sinken mögen, aber sie sagte nur: „Schön, werd ich spielen mit einem Finger „Großer Gott wir loben Dich!“—

Sie drehte sich ohne Zögern um, schlug den Deckel zurück und holte mit ihrem rechten Zeigefinger die Melodie des alten Kirchenliedes hervor, die sie ja oft genug geübt hatte, um Maria eines Tages, wenn der Friede da war, zu überraschen.

Es war ganz still im Raum, die einzelnen Töne fielen mit geheimer

Ausstrahlung in jeden wie ein brennendes Zeichen. Und als der letzte Ton verklungen war, sagte der Mann aus der Woiwodschaft beeindruckt: „Ich sehe, du kannst's! Du bekommst den Schein.“

Und er drückte einen Stempel auf ein Papier, einen weiteren auf die Rückseite des Pianos und kassierte dafür einige Zloty-Scheine. Anna schlug die Hände vors Gesicht und weinte. Sie war überwältigt vom Glück, ihr Examen bestanden zu haben, überwältigt, dass es noch Wunder gab mitten in ihrer Armut und Verlassenheit, Wunder der Menschlichkeit und Güte.

Und dann kam der Tag, an dem Anna aufgefordert wurde, mit dem Klavier nach Oppeln zu kommen, wo ein Sonderzug abfahren würde, wenn die Scheine bei der Kontrolle stimmten; auch noch andere würden sich dort einfinden, denen jetzt die Ausreise mit ihrem Hausrat erlaubt worden war.

Es war ein Maimorgen mit Lerchengesang und weißen Haufenwolken, wie sie Künstler malen zur Inthronisierung der Himmelskönigin, zu deren Ehren sich das oberschlesische Land längs der Oder im Grün der Äcker und Laubwälder geschmückt hatte. Sonst zogen um diese Zeit Wallfahrer mit Fahnen, Heiligenbildern und Gesaängen durch die Fluren zur Wiederkehrfeier des erwachenden Lebens. In jedem Jahr war die Kleinbäuerin Petruschka zum Anna-berg gepilgert, um Kraft und Segen für ihre Feldarbeit zu erbitten.

In der Ferne tauchte null der heilige Berg im Dunst des frühen Tages wie ein Hort der Hoffnung auf. Mit gefalteten Händen heftete Anna Petruschka ihre Blicke darauf und schaute, solange sie konn-

te, auf diese Stätte, die ihr jahrzehntelang Zuversicht geschenkt hatte.

Der Wallach vor dem Kastenwagen stakte langsam dahin. Für den Klaviertransport bis zur Bahnstation hatte sich Annas Nachbar eigens einen Wagen ausgeliehen, er wurde dafür - so hatte es Anna versprochen - ein Paket aus Deutschland erhalten.

Das Land rings grüßte noch einmal die Davonziehende mit all seinem Feldereichtum unter Lerchenjubel aus Himmelshohe, und die Frau glaubte den Gesang von Prozessionen herauszuhören so als schritte sie wieder mit in einem Bittgesang für ein gutes Erntejahr.

„Jesus, Jesus,“ was für viele Menschen! Und was für eine Unmenge Zeug war da auf dem Güterbahnsteig in Oppeln gestapelt. Der Anna wurde angst und bange, als sie mit ihrem Klavier nun auch noch angerattet kam.

„Wir sollen wohl mit Musike abdampfen?“ rief ihr jemand zu. Und schon war auch ihre Fuhre von Neugierigen umringt, die seit gestern auf den versprochenen Zug warteten, der sie in den Westen bringen sollte; daher kam eine Abwechslung den Leuten gelegen, und sie waren auch neugierig, was die oberschlesische Bauersfrau mit dem Klavier im Westen anfangen wollte.

„Nu“, erklärte Anna, „ich bring‘ es der Tochter, einer Künstlerin, die schon im Dom und im Radio gesungen hat, ich hab mir das Klavier für sie zusammengespart!“

Da fassten viele Hände zu und schoben das gute Stück behutsam vom Wagen. „Einen Schritt weiter bist Du nun, Muttl“, sagte einer, und Anna nickte.

Sie gab ihrem Polen die Hand und sagte zum Abschied: „Lasst es Euch wohl sein dort bei mir.“ Sie schaute dem Gespann mit feuchten Augen nach, es war doch ein seltsames Gefühl, dieser Mensch fuhr nun nach Hause, nach ihrem alten guten Zuhause, aber da kam plötzlich Bewegung in die Wartenden.

Von weitem pfiff eine Lokomotive. Langsam fuhr ein Zug in die Station mit Güterwagen und Personenwaggons, und vom Bahnhofsgebäude eilten Männer in Uniformen zu ihnen, um die Ausreisepapiere und die Fracht zu kontrollieren.

Bei Annas Klavier machten sie dumme Gesichter, doch die Ausreiseerlaubnis für das Instrument hatte ihre Richtigkeit. Und als auch alles andere durchgeprüft war, hieß es „Einstiegen“, endlich war es so weit: die Bahnfahrt nach Westen konnte beginnen.

Die Dämmerung meinte es gut mit den Aussiedlern: sie konnten bald nicht mehr viel von den Dörfern und Städten erkennen, an denen sie jetzt vorbeifuhren, die Heimat versteckte ihr zerstörtes Gesicht im Schatten der aufsteigenden Nacht.

In der Aufregung der letzten Tage hatte Anna Petruschka kaum geschlafen; was war das doch für ein Entschluss wegzugehen, alles Vertraute Fremden zu überlassen und sich einer ungewissen Zukunft anzuvorvertrauen!? Alle ihre Zweifel und Sorgen aber waren jetzt durch die Unabwendbarkeit ihres Reiseantritts gleichsam aus-

gelöscht, die Augen fielen ihr zu, und das Geräusch der westwärts rollenden Räder wurde zur beruhigenden Begleitmusik.

Die Grenzkontrollen ließ sie über sich ergehen wie etwas Unabänderliches. Und schneller, als alle es angenommen hatten, waren sie auf westdeutschem Boden und liefen in einem Auffanglager bei Helmstedt ein. Plötzlich glaubte Anna, jemand ihren Namen rufen zu hören. Irgend jemand rief nach ihr, und das Rufen kam näher und näher. Eine Rotkreuzschwester hielt ein Telegramm hoch, und Anna Petruschka brauchte diesmal nur wenige Worte zu lesen: „Erwarte dich — Hauptbahnhof Hannover — Maria“, stand da, nichts sonst.

Doch keine Botschaft hätte sie in diesem Augenblick froher machen können. Tränen liefen über das glückliche Gesicht der alten Frau — sie wurde erwartet, wirklich erwartet! Und welche Gnade war es doch, dass sie nicht mit leeren Händen ihrer Tochter wurde gegenüberstehen können; etwas Wertbeständiges konnte sie ihr übergeben, das Marias Gesang, in dem das Wesen der Heimat lebte, zur trostenden Brücke werden wurde.

Aus: *Und das Leuchten blieb ...*

Erzählungen

Herausgegeben und eingeführt von Peter Nasarski

Westkreuz-Verlag Berlin/Bonn 1982

**Gert O. E. Sattler**

## **Kruschken aus Omchens Garten**

Clementinen aus Cordoba,  
Nektarinen aus Nigeria,  
Ananas aus Argentinien,  
Grenadillas aus Ghana  
und Feigen von den „Fidschis“  
schmecken himmlisch ...  
aber die Kruschken  
aus Omchens Garten  
waren viel süßer noch

Satsumas aus Sevilla,  
Avocados aus Andorra,  
Mandarinen aus Marokko,  
Carambolas aus Malaysia  
und Mangos von den Malediven  
schmecken einzigartig,  
aber die Kruschken  
aus Omchens Garten  
bleiben  
unübertrefflich.

Sharon-Früchte aus Israel,  
Clauselinas aus Sevilla  
Datteln aus Dschibuti,  
Papayas aus Peru  
und Bananen von den Bahamas  
sind Leckerbissen ...  
aber die Kruschken  
aus Omchens Garten  
schmecken doch am besten.

Kruschke = Birne, Omchen = Großmutter.

Aus: „Wo rot der Backstein glüht „,

## **Obchody Dnia Jedności Niemiec**

Uroczystość 35. rocznicy zjednoczenia Niemiec odbyła się 7 października 2025 roku w Europejskim Centrum Solidarności w Gdańsku.

Na zaproszenie Konsula Generalnego Niemiec Pana Karl-Mathiasa Klause i Małżonki, Pani Sylvie Teisseire-Klause, do Europejskiego Centrum Solidarności przybyli przedstawiciele urzędów państwowych i samorządowych, przedstawiciele świata nauki i kultury, przedstawiciele różnych kościołów i reprezentanci mniejszości niemieckiej.

Z Województwa Warmińsko – Mazurskiego udział wzięli: pani Aneta Brzyska – pełnomocniczka Marszałka Województwa Warmińsko-Mazurskiego ds. mniejszości narodowych i etnicznych oraz: członkowie Olsztyńskiego Stowarzyszenia Mniejszości Niemieckiej i Stowarzyszenia Mazurskiego.

W przemówieniu powitalnym Konsul Generalny Niemiec powiedział:

„Szanowni Państwo, Panie i Panowie,  
Nazywam się Karl-Matthias Klause.

Od września 2025 roku jestem Konsulem Generalnym Niemiec w Gdańsku.

Prezydent Federalny powierzył mi funkcję Konsula Generalnego dla Polski północnej. Obejmuje ona województwa pomorskie, warmińsko-mazurskie, kujawsko-pomorskie, zachodniopomorskie oraz niektóre powiaty województwa wielkopolskiego.

Niemiecka polityka zagraniczna opiera się na fundamentach Kon-

rada Adenauera i Willy'ego Brandta; jedność Niemiec i Europy oraz współczesne stosunki polsko-niemieckie byłyby nie do po-myślenia bez Helmuta Kohla. Kanclerz Merz uznał współpracę z Polską za priorytet swojego rządu.

Minister Spraw Zagranicznych Wadephul nakreślił bliżej tę politykę zagraniczną, stawiając sobie za cele wolność, bezpieczeństwo i dobrobyt. W realizacji tych celów Polska jest najważniejszym partnerem w Europie Środkowej, nad Morzem Bałtyckim i w państwach jego regionu.

Od mojej pierwszej wizyty w Gdańsku latem rewolucyjnego roku 1989, Gdańsk i Polska, wraz ze związkiem zawodowym „Solidarność”, były dla mnie źródłem jedności i wolności w Niemczech i Europie.

Wraz z nadaniem gospodarki rynkowej w Polsce rozpoczęła się wyjątkowa ścieżka wzrostu i dobrobytu, kładąc podwaliny pod nowoczesną Polskę i jej silną reputację w Europie i na świecie.

Z przyjemnością będę rozwijać i umacniać polsko-niemieckie partnerstwo oparte na wspólnych interesach, zwłaszcza w północnej Polsce i regionie pomorskim. Polska jest dziś dla Niemiec niezastąpionym partnerem. Warunki dla wspólnej wolności, bezpieczeństwa i dobrobytu są lepsze niż kiedykolwiek w naszej historii.”

Źródło: <https://polen.diplo.de/pl-pl>

## **Życiorys Konsula Generalnego Karla-Matthiasa Klause**

Karl-Matthias Klause jest zawodowym dyplomatą i w sierpniu 2025 roku został mianowany Konsulem Generalnym Republiki Federalnej Niemiec w Gdańsku.

W latach 2024–2025 pełnił funkcję zastępcy ambasadora Niemiec w Londynie, a od 2021 do 2024 roku był dyrektorem wykonawczym w Radzie Dyrektorów Europejskiego Banku Odbudowy i Rozwoju.

W latach 2017–2021 był szefem Wydziału Ekonomicznego Ambasady Niemiec w Waszyngtonie, gdzie odpowiadał za gospodarkę, handel, finanse i biznes.

Przed objęciem stanowiska w Waszyngtonie był szefem sztabu ministra stanu w Federalnym Ministerstwie Spraw Zagranicznych, a

wcześniej szefem wydziału ds. Europy Środkowej. Wcześniej pracował w Departamencie Polityki Zagranicznej Kancelarii Federalnej oraz jako doradca Komisji Spraw Zagranicznych.

Karl-Matthias Klause studiował historię XIX i XX wieku, stosunki transatlantyckie i historię średniowiecza, literaturę angielską oraz filozofię w mieście Münster i na Wolnym Uniwersytecie w Berlinie. Jest członkiem zarządu Niemieckiego Towarzystwa Szekspirowskiego w Weimarze z 1864 roku.

Źródło: <https://polen.diplo.de/pl-pl>

## O powieści „Weiser Dawidek” Pawła Huelle von Grzegorz Supady

Pod koniec listopada 2025 roku minęła druga rocznica śmierci wybitnego prozaika polskiego Pawła Huelle (1957-2023). W związku z tym jedno z najbardziej renomowanych wydawnictw w Polsce, krakowski „Znak”, opublikowało opasły tom opowiadań tego związanego przez całe życie z Gdańskiem, a przedwcześnie zmarłego pisarza. Jedno z nich, dotyczące pewnej Niemki, która po roku 1945 pozostała w swoim rodzinnym mieście, przypomniano też na antenie radiowej. Fakt ten skłonił mnie do sięgnięcia po większy utwór prozatorski Pawła Huelle, który z miejsca przyniósł mu rozgłos i spowodował, że twórca ten na stałe wrócił w pejzaż polskiej literatury. Chodzi o powieść „WeiserDawidek”. Kiedy ponownie wziąłem tę książkę do ręki, chciałem ją tylko przekartkować, ale już po kilku zdaniach zapragnąłem ją ponownie przeczytać. Wtedy też stwierdziłem ze zdumieniem, że jestem w posiadaniu pierwszej edycji tego utworu, a mianowicie tej z roku 1987. Z jednej strony mnie to ucieszyło, z drugiej strony zaś napełniło zadumą z uwagi na upływ czasu. „Annorumseries et fuga temporum” jak mówił Horacy

Ale ad rem. Oprócz samej fabuły jest w książce Huellego kilka spraw godnych przypomnienia. Warto zacząć od formy stylistycznej tej prozy, która świadczy o dużym wyrobieniu tego przed czterema dekadami jeszcze stosunkowo młodego debiutanta. Po latach język Huellego wcale nie zestarzał, co więcej – nadal zadziwia swoją płynnością i urokiem. Wciąż zachwyca więc jego lekka fraza, która mnie przypomina chyba w pierwszej kolejności także zamartwego już Jerzego Pilcha.

Czytając książkę Huellego, tak bardzo wrośniętą w pejzaż Wolnego Miasta Gdańska, od samego początku czułem jej ogromne powinowactwo z tak zwaną „gdańską trylogią” Güntera Grassa („Die Blechtrommel”, „Katz und Maus”, „Hundejahre”).

W pierwszym odruchu wydawało mi się to niezwykle odkrywcze, ale po przeczytaniu kilku wpisów internetowych szybko okazało się, że inni już dawno temu taką zbieżność dostrzegli, co więcej, czynili nawet Huellemu swego rodzaju zarzut dotyczący wtórności.

Ale, jak wiadomo, literatura żywi się przecież sama sobą, a ponadto liczy się efekt końcowy. Wzorowanie się na mistrzach wcale nie musi przecież owocować automatycznie jakimś arcydziełem.

W każdym razie tym, co łączy Huellego z Grassem, oprócz oczywiście gdańskości jako takiej, jest wykreowanie młodocianego bohatera wyróżniającego się w grupie rówieśniczej niecodziennymi cechami. U Grassa był to karłowy wzrost (Oskar Mazerath), nieproporcjonalnie duża grdyka (Joachim Mahlke), a u Huellego rude włosy, fizyczna sprawność oraz nieprzeciętne cechy charakteru i wręcz nadludzkie umiejętności, takie jak lewitacja (Weiser Dawidek). Notabene odmienność Weisera wynika nie tylko z jego ponadprzeciętnych zdolności, lecz także z tego, że jest Żydem.

A w dość jednorodnym etnicznie środowisku, jakim stał się Gdańsk po drugiej wojnie światowej, „obcoplemieńcom” nie wiodło się najlepiej. Dotyczyło to zresztą także ludności pochodzenia niemieckiego, co prowadziło ostatecznie do tego, że coraz więcej jej przedstawiciele podejmowało decyzję o emigracji do Niemiec, najczęściej zachodnich. A to z kolei prowadziło między innymi

do stopniowego pustoszenia obiektów kultu religijnego, wskutek czego podjęto decyzję o przerobieniu miejscowości kaplicy ewangelickiej na kino. Autor traktuje to wydarzenie jako przejaw braku poszanowania dla zastanego dziedzictwa i próbę wymazywania (jakby to określił Thomas Bernhard) niektórych elementów stanowiących przez wieki istotę i koloryt gdańskiego habitatu.

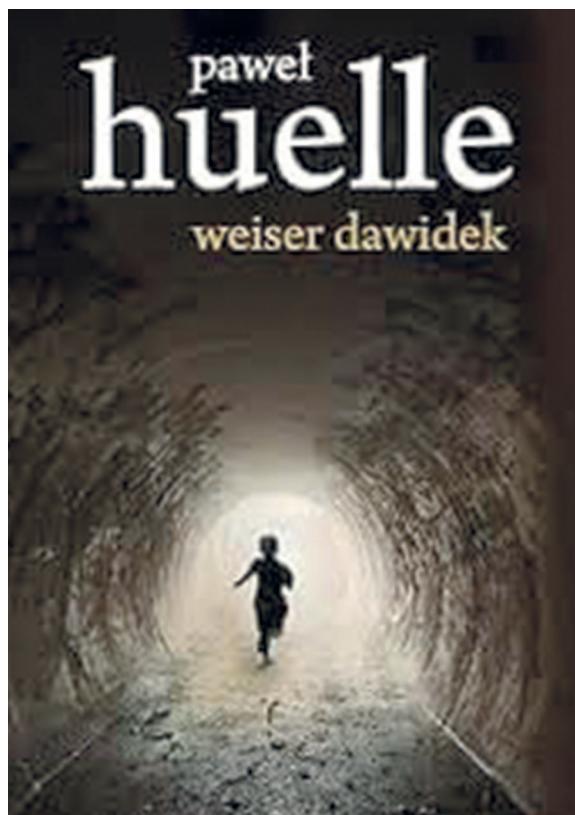
Wątek dotyczący niemieckości Gdańska (a także innych terenów położonych w zachodniej i północnej Polsce) nie był czymś po-wszechnie dyskutowanym w czasach komunistycznych, jeśli już pojawiał się, to w kategoriach wyznaczonych przez oficjalną propagandę partyjną. Aczkolwiek z drugiej strony akurat w Gdańsku, uważnym za centrum wolnej myśli w Polsce, nie było z tym aż tak źle. W jakiejś mierze przyczynił się do tego także sam Grass, który już w okresie tak zwanej Odwilży politycznej po roku 1956 systematycznie odwiedzał swoje rodzinne miasto. Zresztą poza słynnymi w świecie powieściami poświęcił nawet odrębny dramat tragicznym wydarzeniom w stoczni w roku 1970 („Die Plebejerproben den Aufstand”).

Tak czy inaczej, wychowany na gdańskich (wrzeszczańskich) ulicach Huelle wykazał się sporą odwagą, gdy w czasach realnie jeszcze istniejącego socjalizmu w swej jakże oryginalnej prozie przypomniał współczesnym mieszkańcom Gdańska, a także całej Polski, uważane dotąd za niewygodne fakty dotyczące takich postaci jak Arthur Schopenhauer czy Ferdinand Schichau.

Oczywiście nie oznacza to gloryfikacji, czy, jak nazwałaby to współczesna prawica, regermanizacji tego miasta, o czym świad-

czy choćby przywołanie niewygodnych dla historii tego miasta postaci, takich jak Adolf Hitler czy Gauleiter Albert Forster.

Powieściowy Dawidek być może nigdy nie istniał i jest tylko literacką figurą uosabiającą kogoś w rodzaju everymana, Jedermanna. Niemniej jednak postać ta, jak i sama fabuła książkowa, przyczyńała się w dużej mierze do wzbogacenia naszej wiedzy nie tylko o Gdańsk, lecz także o nas samych.



## **Stan czytelnictwa książek w Europie w 2024 r.**

Z najnowszego badania przeprowadzonego przez Bibliotekę Narodową wynika, że czytelnictwo książek w Polsce ustabilizowało się na poziomie powyżej 40%. Najwięcej czyta młodzież w wieku 15-18 lat (54%), najmniej – osoby powyżej 70. roku życia (25%). Częściej czytają kobiety (47%) niż mężczyźni (35%). W badaniu przeprowadzonym w związku z realizacją Narodowego Programu Rozwoju Czytelnictwa 2.0. udział wzięło 2 025 osób powyżej 15 roku życia.

Najwięcej czytających osób mieszka miastach powyżej 500 tys. mieszkańców, czyli w Warszawie, Krakowie, Wrocławiu, Łodzi i Poznaniu (51%). Wynika to z wykształcenia mieszkańców, rodzajów aktywności zawodowej, większej dostępności księgarń, antykwariatów i bibliotek, a także umiejscowienie w nich dużych ośrodków akademickich. Najmniej czytają natomiast mieszkańcy wsi i miast do 20 tys. mieszkańców (36%).

Najczęstszym źródłem czytanych książek są – tak jak i w poprzednich latach – zakupy, zarówno stacjonarne, jak i online. Wśród korzystających z bibliotek są głównie młode osoby – uczące się i studiujące. Nadal również najczęściej sięgamy po książki w formie papierowej – tylko, co dwudziesty czytelnik wymienia co najmniej jedną książkę, z którą miał do czynienia na ekranie komputera lub urządzenia mobilnego.

Badanie wykazało, że najczęstszą formą kontaktu z tekstem w każdej grupie wiekowej nie jest czytanie książek, ale czytanie dłuższych tekstów, takich jak artykuły prasowe, hasła encyklo-

dyczne itp. na ekranach komputerów, tabletów i smartfonów.

**W sierpniu 2024 roku Eurostat (Europejski Urząd Statystyczny) opublikował dane dotyczące czytelnictwa w Europie, zebrane na podstawie ankiety przeprowadzonej wśród mieszkańców danych krajów w roku 2022.** W którym z państw europejskich czyta się najwięcej? Jak się okazuje – w Szwajcarii, aż 80,6% ankietowanych stwierdziło, że przeczytało choć jedną książkę w roku poprzedzającym badanie. Na drugim miejscu - Luksemburg, – 75,2% populacji czyta. Tuż za nimi znalazły się kraje na północy kontynentu – Dania (72,1% czytających), Norwegia (71%) oraz Estonia (70,7%). Najmniej czytelników ma Rumunia (29,5%), Cypr (33,1%) i Włochy (35,4%). A jak wygląda na tym tle Polska? Średnio. 54,6% ankietowanych stwierdziło, że w ciągu roku poprzedzającego badanie przeczytało co najmniej jedną książkę (23,7% osób sięgnęło po mniej niż 5 tytułów, 13,5% po 5–9 książek, a 17,4% po 10 i więcej publikacji).

Mniej czytają od nas mieszkańcy: Hiszpanii, Litwy, Węgier, Łotwy, Słowacji, Malty, Grecji, Chorwacji, Portugalii, Bułgarii i wspomnianych wyżej Rumunii, Cypru i Włoch. Lepsze wyniki czytelnicze uzyskano natomiast (poza wspomnianymi wcześniej liderami czytelnictwa) w następujących krajach: Słowenia, Belgia, Francja, Austria, Czechy, Irlandia, Holandia, Finlandia i Szwecja.

Eurostat opublikował również tabelę przedstawiającą podział ze względu na płeć osób, które nie czytają.

**W naszym kraju ta różnica należy do jednej z największych w**

## **Europie – nie czyta 33,4% kobiet i aż 59,6% mężczyzn.**

Kobiety czytają więcej w każdym z 31 krajów, które wzięto pod uwagę w tej statystyce. Duże różnice występują również w Hiszpanii (39% kobiet i 53,1% mężczyzn nie przeczytało żadnej książki), Francji (29,3% kobiet i 48,3% mężczyzn bez żadnej lektury na koncie), Słowenii (28,8% nieczytających pań i 52,2% nieczytających panów), a także Serbii (gdzie nie czyta 54,4% kobiet i 76% mężczyzn). Mniejsze różnice występują w Szwajcarii, w której żadnej książki przez rok nie przeczytało 14% mieszkańców i 25% mieszkańców, a także we Włoszech (choć tutaj dominują nieczytający: 60,2% kobiet i 69,3% mężczyzn) i w Turcji (tu podobnie – 65,8% kobiet i 73,7% mężczyzn nie czyta). Średnia nieczytających w całej Unii Europejskiej wynosi natomiast 39,5% dla kobiet i 55,5% dla mężczyzn..

Czytanie książek rozwija wyobraźnię, pamięć, koncentrację i słownictwo, stymuluje mózg, poszerza wiedzę i światopogląd, a także redukuje stres, buduje empatię i poprawia umiejętności interpersonalne, działając jak trening dla umysłu, który staje się sprawniejszy, pomaga w relaksacji i może nawet wydłużyć życie.

## Fortepian

### Von Arno Surminski

Ludzie z miasta dziedziczą niekiedy a to majątki ziemskie, a to walące się pałace, podupadłe chłopskie gospodarstwa, lasy albo zakwaszone łąki. Ale na odwroć niewiele jest do dziedziczenia. No bo niby kto słyszał kiedykolwiek o tym, aby jakiś wyrobnik z Mazur otrzymał w spadku kamienicę mieszczącą biuro przy Stein-damm w Königsbergu, jakiś mały sklepik w Allenstein czy, żeby już pozostać skromnym, linię kolej żelaznej do Cranz na wybrzeżu sambijskim?

A jednak latem 1944 w Kalischken cud taki się wydarzył, gdy robotnik deputatowy Schuski został spadkobiercą jakiegoś człowieka z Königsberga. Scheda znalazła się ni stąd ni zowąd, w samym środku zbioru żyta, pod drzwiami domu Schuskiego. Nie zapowiedziana i nie w porę.

Wyniosła się z miasta samochodem do przewozu mebli, zanim w Königsbergu meble ogień strawił, i chciała, by ją wpuścić do spokojnej wioski Kalischken.

— Schuski to bogaty człowiek — rzekli ludzie, kiedy zobaczyli stojący przed domem wóz meblowy wielki jak fura żyta. Ale było widać tylko dwa fotele z uszami, jakąś nadgryzioną przez korniki komodę, pół tuzina krzeseł, okrągły stolik, pokaźnej wagi zegar stojący, naręcze kanapowych poduch i wytarty kufer ze srebrnymi łyżkami, nożami i widelcami, które Schuski zaraz porozdawał swoim dzieciakom, żeby se mogły pokopać w piasku. Na sam koniec przed drzwiami domu Schuskiego pokazała się jakaś ciężka potwora, czarna i ogromna. Cóż to takiego mogło być?

Gdy wóz meblowy odjechał pełną parą, a scheda zajęła miejsce w obszernej sieni domu Schuskiego, szczęśliwy spadkobierca posłał swoją żonę do kuchni i zamknął za nią drzwi. Chciał być sam na sam ze swym bogactwem.

W zamyśleniu obszedł czarny przedmiot dookoła, postukał w drewno, wślizgnął się na czworakach pod spód, zaczął bawić się niezliczonymi drutami, co tam zewsząd zwisały i spowodował tenże głuchy odgłos, który go przeraził, ale jednocześnie i napełnił radością.

Potwora nie była niczym innym, jak tylko najprawdziwszym fortepianem, wyprodukowanym w 1912 roku w Schwerinie, a stamtąd przywiezionym lądem aż do Königsberga, skąd w porę wyniósł się był przed bombami... a teraz zawitał do Kalischken.

Schuski położył swoje toporne łapska na klawiszach i zaczął brzdąkać. Ale ładnie mi brzdąkać! To przypominało łomoty piorunów nad mazurskimi jeziorami. Żona zdenerwowana przybiegła z kuchni, a dzieci z bogobojną czcią stanęły w drzwiach domu. Robotnik deputatowy Schuski miał w posiadaniu fortepian.

Kalischken i tak na czas dowiedziałoby się o czarnej potworze. Ale Schuski przyśpieszył rozejście się tej radosnej nowiny, kiedy otwarłszy na oścież okna i drzwi usiadł na drewnianej skrzynce i z taka siłą walił grubymi paluchami w klawisze, że przerażone dźwięki umykały w dal; uciekając z ciemnej sieni kołysały się w powietrzu nad błoniami i znajdowały sobie w chatach zaciszne schronienie.

A cóż to za muzyka?

Kto tylko w Kalischken wyznawał się na sztuce, podążył do robotnika deputatowego Schuskiego. Nauczycielka, przyjęta tym-

czasowo, zaśpiewała Ave Maria i sama akompaniowała sobie na fortepianie. Handlarz bydła Dombrowski, człowiek przekorny, co to jego zawsze musiało być na wierzchu, policzył czarne i białe klawisze oraz posprzeczał się z Schuskiem o to, ile dźwięków taki aparat może to z siebie wydobyć. Wkrótce potem zaczęli zgłaszać się mieszkańcy wsi, którzy u Schuskiego chcieli pobierać naukę gry na fortepianie.

— Chodźta no — mówił Schuski.

Objaśniał im, gdzie siedzą niskie, a gdzie wysokie tony, a potem pozwalał im grać. Podczas tych popisów kury zdezorientowane wybiegały z sieni. Jaskółki nie miały odwagi wracać do swoich gniazd nad drzwiami domu. Taki był wielki tłok.

A z Schuskiego zrobił się sławny człowiek.

Lecz nawet największa namiętność musi któregoś dnia ostygnąć. Gdy nastąpiły jesienne szarugi i gdy Schuski musiał zamykać drzwi chaty z powodu wichury i wilgotnego chłodu, kiedy dzienne światło nie przenikało do sieni, a dźwięki nie miały już dla siebie drogi ujścia, to i na sztukę przyszedł kres.

Fortepian stał sobie markotny, a kury na nowo odzyskały prawo głosu w obszernej sieni Schuskiego, łaziły po cennym drewnie ze Schwerinu zostawiając swoje nieczystości gdzie popadło, to na czarnych, to na białych klawiszach, jak tam akurat dyktował im ich kurzy rozum.

W Boże Narodzenie odbył się ostatni popis. Nauczycielka, wytarłszy z instrumentu kurz i kurze nieczystości, odegrała „Tannenbaum” dla całej zapadłej w śniegu i zimowym śnie wioski.

Potem drewniane pudło zamilkło na dobre.

Milczało tak aż do późnych dni styczniowych, kiedy to Schuski zaczął pakować swój dobytek. Ach, jakże bardzo chciał zabrać ze sobą do Rzeszy tę cenną sztukę, najlepiej byłoby zabrać ją z powrotem do Schwerinu. Ale taka landara nie zmieściłaby się na żadnym wozie drabiniastym. Ani też nie da się rozłożyć na kawałki. Nie, Schuski musiał zostawić fortepian sam w Kalischken, razem z kurami i królikami. Radź se no, cobyś jakoś przetrwała, moja ty cenna rodzinna pamiątko.

Dwie godziny później przez wieś przechodziła niemiecka straż tylna, garstka wymęczonych mężczyzn w ochronnych mundurach polowych.

— Patrz, tam stoi pianino! — krzyknął przechodząc jeden z nich. Młody podporucznik zatrzymał się dziwiąc, co też taki potężny fortepian może szukać w tej niepozornej wiosce Kalischken.

Zdążył jeszcze przynieść z kuchni stołek i zagrał — podczas gdy w sąsiedniej wsi już się paliło — zagrał „Wiem, że kiedyś cud się zdarzy”.

Gdyby tak Schuski to usłyszał. O Zarah Leander!

- Już czas — ryknął żołnierz stojący na drodze, ale podporucznik zagrał jeszcze i drugą zwrotkę.

I na pewno przypomniałoby mu się jeszcze parę innych melodii grywanych na lekcjach tańca, ale wtedy jakiś granat przeleciał nad wierzchołkami drzew, uderzył w wioskowe błonia wzbijając w powietrze płaty wydartej murawy.

Młody podporucznik przetarł ostrożnie chusteczką do nosa klawiaturę, zatrzasnął pokrywę fortepianu... Tak, już czas.

Teraz była to już naprawdę ziemia niczyja. Fortepian sam na sam z trzodą domową. Tak przez dobre dwie godziny.

Bowiec pod wieczór weszła do Kalischken Armia Czerwona. Podpaliła, żeby rozświetlić okolicę, bo już się ściemniało, jeden z domów, a potem zaczęła rozkładać na części pierwsze krzesła i szafy, sprawdzać wytrzymałość szyb okiennych i ukręcać gardziele kurom Schuskiego.

O mały włos fortepian spotkałby podobny los w tym bałaganie. Ale wtedy pojawił się jakiś młody oficer — chyba znowu był to podporucznik — który nade wszystko kochał Chopina.

Wypędził z sieni żołnierzy i kury, co się jeszcze ostały żywe, usiadł na stołku, na którym parę godzin wcześniej siedziała niemiecka straż tylna, i zaczął grać etiudy Chopina, podczas gdy na dworze ogień trzaskał, a króliki próbowały ujść z życiem. Grał bez nut, ale jak on ci umiał grać!

Trzeba by ten fortepiian ze sobą zabrać. Do Astrachanie. Później, jak Rosja zwycięży, to on przyjedzie, żeby zabrać fortepiian. Takiego fortepianu to ty, Piotr, drugi raz tak łatwo nie znajdziesz.

Po tym wieczorze w sieni Schuskiego na dłucho zrobiło się głucho. Żaden człowiek nie odwiedzał Kalischken. W kuchni zaczynało cuchnąć. Woda z roztopów przeciekała przez próg i opłukiwała nogi. niemego instrumentu.

Martwe króliki odmarzły i wydzielały smród. Jaskółki powróciły do sieni. Ale nikt nie troszczył się o fortepiian.

Do czasu aż pojawiła się ta wojskowa ciężarówka, co to zbierała nadające się do użytku pozostałości po wielkiej wojnie, ażeby

sprawić radość tym, co ocaleli.

Wiele to w Kalischken do zabrania nie było. Jakaś kanapa, co przypadkiem się zachowała, wózek dziecięcy, wyściełane krzesła, lustro — w jakiej to kryjówce aby ocalało? — no i naturalnie fortepian robotnika deputatowego Schuskiego.

Wyruszył ci on więc w podróż ową ciężarówką, trzęsąc się z gruchotem po wyboistych drogach. Coraz to więcej i więcej grątów zapełniało ciężarówkę, aż fortepian utonął przywalony tym wszystkim, co po tak wielkiej wojnie ostaje się dla zwycięzcy.

Dzień po dniu jechały więc meble na wschód, znosząc słońce i spiekotę, nawet i nocą nie ustawały w drodze... aż podróż zakończyła się w jakiejś błotnistej dziurze tuż obok pasa startowego dla samolotów, na północ od bagien Prypeci.

Sto kilometrów w linii powietrznej od miasta Bobrujsk. Ciężarówka ugrzęzła w mule i ani rusz, ni w przód, ni w tył.

No to dawaj wyładowywać. Obaj towarzyszący meblom w drodze do tej błotnistej dziury żołnierze zrzucili łupy na podmokły bagienny teren. Na koniec, a kosztowało to niemało wysiłku, przyszła kolej i na fortepian. Stał ci on teraz na deszczu.

Ani porównania nie ma z wilgotnym mrokiem w sieni Schuskiego. To trzęsące się, grząskie, zimne bagno! Fortepian pod zwieszonymi nisko chmurami. Chopin na skraju bagien Prypeci.

A jednak żołnierze wydobyli ciężarówkę z mulistej dziury. Na nowo załadowali wszystko z powrotem. Wszystko oprócz fortepianu. Jego ciężar przekraczał ich siły. Będą musieli sprowadzić posiłki, żeby dać radę fortepianowi.

Tak długo przyjdzie ci wiec poczekać, mebelku ty drogocenny.

Na to ci przyszło. Sam jeden pod sinym niebem Białorusi. Krople deszczu bębiły o czarne drewno skrzyni. Schwerin, rocznik 1912. Szmat drogi żeś przewędrował w tych niespokojnych czasach po to, żeby tutaj, pięćset kilometrów od Niemiec, w ruskiej szarudze dokończyć żywota.

W rzeczy samej ciężarówka wróciła... Po trzech dniach. Ale fortepian gdzieś przepadł. Pewnie powędrował do jednej z tych zapadłych wiosek leżących z dala od lądowiska na skraju bagien. Albo też zapadł się w mulistym szlamie, ot tak zwyczajnie, jak człowiek, co topi się w bagnie.

Ale gdzież podział się ten grywający Chopina pianista, który po zwycięstwie chciał zajechać do Kalischken, ażeby zabrać ze sobą fortepian do Astrachanie? Jego nieobecność jest aż, nadto usprawiedliwiona: padł podczas szturmu na Königsberg dnia 8 kwietnia 1945.

Aus: Arno Surminski: „Wypaść z gniazda”  
Przekład z niemieckiego : Anna Stasiak

# **Październik – to czas obfitości w przyrodzie i czas refleksji**

**Październik** – dziesiąty miesiąc w roku, według kalendarza gregoriańskiego ma 31 dni. Październik jest miesiącem jesiennym na półkuli północnej, a wiosennym na południowej. Jest najdłuższym miesiącem w roku kalendarzowym, ponieważ wypada wtedy zmiana z czasu letniego na zimowy (jest dłuższy o jedną godzinę od pozostałych 31-dniowych miesięcy).

Nazwa miesiąca (dawniej również *paździerzec*) pochodzi według Brücknera od słowa *paździerze*, oznaczającego „odpadki od lnu lub konopi”. Obok tego funkcjonowały również nazwy: *paździerzec*, *paździerzeń*, *pościernik*, a także *winnik*

(por. starogermańska nazwa miesiąca *Weinmond*).

<https://pl.wikipedia.org/wiki/Pa%C5%82dziernik>

**Znaczenie nazwy:** Nazwa «październik» jest związana z procesem paździerzenia, czyli oczyszczania lnu i konopi, a obok niej funkcjonowały też inne nazwy, takie jak „paździerzec” czy „pościernik”.

Pogoda w październiku zapowiada pogodę w marcu przyszłego roku, bo „miesiąc październy – marca obraz wierny”

Październik w przyrodzie to miesiąc intensywnych przemian: liście drzew przybierają barwy złota, czerwieni i brązu, tworząc

spektakularne krajobrazy, często przecinane porannymi mgłami i pierwszymi przymrozkami. Przyroda przygotowuje się do zimy: wiele ptaków odlatuje, a zwierzęta gromadzą zapasy; w lesie trwa zbiór nasion (dąb, buk, klon), a w ogrodach kwitną astry, wrzosy, rozchodniki, zimowity, podczas gdy dojrzewają owoce (jarzębina, rokitnik).

Drzewa i krzewy liściaste (dąb, brzoza, klon, ambrowiec, trzmielina) mienią się jesiennymi kolorami, a trawy ozdobne pokazują pióropusze.

W ogrodach kwitną astry, wrzosy, rozchodniki, dalia, chryzantemy, zimowity, aksamitki.

Dojrzewają jarzębina, rokitnik, berbery, miechunka, a na drzewach pojawiają się żołędzie i kasztany.

Październik to wspaniały miesiąc, ponieważ co roku prezentuje nam spektakl, który napełnia nas zachwytem: przemianę natury. To miesiąc swetrów, spacerów wśród kolorowych liści, ciepłych napojów i cichej radości. Miesiąc, który przypomina nam, że każdy koniec jest również obietnicą czegoś nowego.

## IMPRESSUM/Stopka redakcyjna

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich/Miesięcznik.

Bezug über/Kontakt: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber/Wydawca: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin),

Ewa Dulna (Website-Redakteurin)

Masurische Storchenpost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen./Redakcja zastrzega sobie prawo dokonywania skrótów nadanych tekstów.

Herstellung/Druk: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungministers der Republik Polen „Marschallamt in Allenstein und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej, Urząd Marszałkowski w Olsztynie oraz Fundację Rozwoju Śląsk.

pawel  
**huelle**  
weiser dawidek



Seite 11, 44

Foto: [empik.com/weiser-dawidek-huelle-pawel](http://empik.com/weiser-dawidek-huelle-pawel)



100-jähriges Jubiläum der evangelischen Kirche in Raschung/Rasząg  
Übergabe der Gedenktafel. v.l Bischof Paweł Hause, Pfarrer Krzysztof Mutschmann und Bischofsburgs  
Bürgermeister Kamil Kozłowski. Foto: Uwe Hahnkamp S.7